

MELBER, Henning (Hg.). 2003. Limits to Liberation in Southern Africa. The unfinished business of democratic consolidation. Cape Town: HSRC Press, XXIII + 231 S.

MELBER, Henning (Hg.). 2003. Namibia. Grenzen nachkolonialer Emanzipation. Frankfurt/Main: Brandes & Apsel, 224 S.

rezensiert von

Joachim Becker, *Institut für Volkswirtschaftstheorie und –politik, Wirtschaftsuniversität Wien*

Die Grenzen nachkolonialer Emanzipation am Kap loten AutorInnen aus dem Südlichen Afrika, aber auch aus Europa und Nordamerika in den beiden von Henning Melber herausgegebenen Bänden aus. Der Herausgeber, aber auch ein Teil der AutorInnen der Bände war entweder den Befreiungsbewegungen des Südlichen Afrika oder der Solidaritätsbewegung eng verbunden. Insoweit geht es ihnen auch um die kritische Befragung der eigenen Praxis.

Wurde in den 70er Jahren nach den „Grenzen der Befreiung“ gefragt, so standen die Grenzen der sozio-ökonomischen Transformation im Vordergrund. Diese sind zwar nicht völlig ausserhalb des Blickfeldes der beiden Sammelbände, aber doch eher am Rande der Betrachtung. Der Fokus ist eher auf die Grenzen der nachkolonialen Demokratisierung und auf Fragen der politischen Kultur gerichtet. Hiermit ist ein eher diskursiver Zugang zur Frage der Emanzipation verbunden.

In der Einleitung zum vergleichenden Band der „Limits to Liberation in Southern Africa“ macht Henning Melber die Feststellung, dass sich in Namibia und Zimbabwe Befreiungsbewegungen, die sozial breit getragene Unabhängigkeitskämpfe angeführt hatten, zu Regierungsparteien in mehr oder weniger autoritären Regimen entwickelt hätten, während in Lesotho und Botswana mit einer ausgehandelten Unabhängigkeit ohne Massenbewegungen die Charakteristika von Mehrparteienregimen erkennbar seien. Die Frage sei nun, warum dem so sei.

Im Fall von Botswana arbeitet Ian Taylor heraus, dass es an einer ernsthaften Herausforderung für die seit der Unabhängigkeit regierende Botswana Democratic Party (BDP) mangelt. Die BDP hat es verstanden, die

staatlichen Ressourcen zu einer Stabilisierung der wirtschaftlichen Entwicklung und ihrer Legitimität zu nutzen. Gleichzeitig gibt es informelle, aber wirksame Formen der politischen Ausschließung oder zumindest Marginalisierung der Opposition. Lesotho zeichnet sich durch ein geringeres Maß der politischen Stabilität aus. Die beiden politischen Hauptströmungen, die konservative, von der Kolonialmacht favorisierte Basotho National Party (BNP) und die ursprünglich eher linksgerichtete Basutholand Congress Party (BCP), gerieten mehrfach in scharfen Konflikt. Hierbei bedienten sich die Parteien Strategien der politischen Machtgewinnung bzw. -erhalten, die, so Roger Southall, in Widerspruch zu ihrer jeweiligen Legitimationsstrategie standen. Die BNP bezog sich auf liberale Legitimierungsmuster annullierte aber 1970 die Wahlen und regierte dann per Dekret. Um ihre angekratzte Legitimität aufzubessern, suchte sie nach und nach auch bessere Beziehungen zu den südafrikanischen Befreiungsbewegungen, primär dem African National Congress (ANC). Hingegen suchte die ursprünglich der südafrikanischen Kongressbewegung nahestehende BCP stillschweigende Unterstützung beim südafrikanischen Apartheidregime. Autoritäre Machtstrategien sind bis in die jüngste Zeit bei beiden Lagern festzustellen. Die materielle Basis der Legitimierung ist in der hochgradig von Südafrika abhängigen Ökonomie schwach.

Somit sind deutliche Grenzen der Konsolidierung der Demokratie auch im Fall von Botswana und Lesotho festzustellen. Unterschiedliche Schattierungen werden auch bei jenen Ländern deutlich, in denen antikoloniale Bewegungen erst nach breiter politischer Mobilisierung und mehr oder weniger ausgeprägten militärischen Aktionen an die Macht kamen. Hier lässt sich im Fall Südafrikas ein höheres Maß demokratischer Debatte und selbstkritischer Aufarbeitung dunkler Punkte im Befreiungskampf als im Fall Namibias und Zimbabwes konstatieren (Moçambique und Angola werden in den beiden Bänden nicht diskutiert).

Die Wurzeln der autoritären Verhärtungen sieht Melber vor allem in der Gewalt kolonialer Unterdrückung und antikolonialem Krieg. Zustimmend zitiert er in seiner Einleitung zum Namibia-Band Mario Erdheim: „Gewalt leitet Wiederholungszwang ein und schafft nie sinnvoll Neues – sie vermag zwar Altes, Überholtes zu zerstören, aber sie macht es auch zum schrecklichen Keim von etwas Zukünftigem.“ Erkennbar wird in verschiedenen Beiträgen der Sammelbände, dass durch die politischen

Umstände erzwungene konspirative Arbeit und militärische Strukturen demokratischer Debatte in den Befreiungsbewegungen nicht förderlich waren. Dennoch gibt es signifikante Unterschiede im Bestreben, auch unter Bedingungen von Konspiration, Krieg und Exil Foren demokratischer Debatte zu erhalten bzw. kritische Stimmen mit repressiven Maßnahmen zum Schweigen zu bringen. Diese Unterschiede können mit dem doch sehr deterministisch formulierten „Wiederholungszwang“ nicht erklärt werden. Implizit werden in den Beiträgen einige wichtige Unterschiede im Befreiungskampf zwischen Südafrika einerseits und Namibia und Zimbabwe andererseits deutlich. Das Zentrum des Widerstands lag in Südafrika in den städtischen Zentren, politischer und sozialer Widerstand hatte einen hohen Stellenwert, die Gewerkschaftsbewegung entwickelte ein hohes Maß an Eigenständigkeit und interner demokratischer Kultur. In Zimbabwe und Namibia hatte der Widerstand seine Basis stärker in ländlichen Regionen, die Befreiungsbewegungen akzentuierten, speziell in Zimbabwe, stärker die militärische Seite des antikolonialen Widerstandes, abgesehen von den Kirchen konnten sich widerständige Elemente der Zivilgesellschaft kaum eigenständig neben den Befreiungsbewegungen, die sich als Gegenstaat zum siedlerkolonialen Regime verstanden, profilieren. Diese Faktoren beeinflussen auch die politische Kultur der nachkolonialen Zeit. So musste der südafrikanische ANC, wie Raymond Suttner in seinem sehr schönen Beitrag skizziert, mit sehr vielfältigen politischen Erfahrungen und Sozialisierung umgehen, was ihm auch in recht konstruktiver Weise gelang. Hingegen sahen sich SWAPO (South West Africa People's Organisation), ZANU (Zimbabwe African National Union) und ZAPU (Zimbabwe African People's Union) geringeren Herausforderungen durch soziale Organisationen ausgesetzt, zeigten sich aber auch weit weniger fähig, mit internen politischen Differenzen umzugehen. Repressive Maßnahmen innerhalb der eigenen Bewegung waren offensichtlich nicht allein durch die real existierende Infiltration durch südafrikanische bzw. rhodesische Agenten motiviert, sondern hatten auch mit der Herausforderung der etablierten Führung durch neue Generationen von AktivistInnen mit anderem Hintergrund und auch anderen Kampferfahrungen zu tun. John Saul und Colin Leys zeigen im Namibia-Band die Widerstände auf, der einer Aufarbeitung des Schicksals der SWAPO-Gefangenen in den Jahren des Exils nach der Unabhängigkeit entgegenstehen. Hierbei werden Differenzierungen innerhalb der SWAPO

selbst deutlich, letztlich ist die Mehrheit der SWAPO-Führung jedoch dafür, im Sinne der nationalen Versöhnung den Mantel des Schweigens sowohl über die Kriegsverbrechen der südafrikanischen Kolonialmacht als auch über die eigene Repression in der Kriegszeit zu breiten. Mit der „Wahrheitskommission“ ist der ANC in Südafrika einen anderen, auf Wahrheitsfindung und -feststellung gerichteten Weg gegangen. Allerdings ist der südafrikanische Weg, wie Saul und Leys argumentieren, nicht ohne Weiteres auf Namibia anwendbar. Viele südafrikanische Kriegsverbrecher sind in ihr Ursprungsland zurückgekehrt. „Die Reziprozität der Verantwortung für Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die im Fall der südafrikanischen TRC gegeben ist (wenngleich die Verantwortlichkeit ungleich zwischen dem rassistischen Regime auf der einen und jenen, die Widerstand leisteten, auf der anderen Seite verteilt ist) würde deshalb in Namibia sehr viel schwieriger herzustellen sein. Alles in allem betrachtet selbst in Südafrika der ANC – angesichts des viel geringeren Anteils seiner Taten – es als inakzeptabel, dass er vom TRC mit der gleichen Elle gemessen wird, wie der Apartheidstaat und seine Handlanger.“

Mehrfach wird in den Beiträgen die Frage nach den Zielen des Befreiungskampfes aufgeworfen. Für Melber war das vorrangige Ziel der SWAPO – und ähnliches ließe sich auf für die zimbabwischen Befreiungsbewegungen sagen – die Entkolonisierung. Demgegenüber sei die Form der Demokratisierung zweitrangig gewesen. In der Aushandlung der Unabhängigkeit habe sich die SWAPO dann pragmatisch in der Frage der institutionellen Ausgestaltung der nachkolonialen politischen Ordnung gezeigt und hierbei den westlichen Vorstellungen Rechnung getragen. In seinem stellenweise oberlehrerhaft geratenen Beitrag zur „Autobiografie“ des namibischen Präsidenten Sam Nujoma kommt Christopher Saunders zu dem Schluss, dass Nujoma eine gewisse Gleichgültigkeit sowohl gegenüber den westlich-parlamentarischen Vorstellungen als auch gegenüber dem Marxismus-Leninismus erkennen lasse. Beides waren externe Legitimierungsrahmen, die zeitweise für die SWAPO wichtig waren. Die in den Bänden offene bleibende Frage ist nun, wie das Verhältnis von äußerer und innerer Legitimierung im Befreiungskampf im Fall Namibias war. Wie Terence Ranger in seiner wegweisenden Monografie zu „Peasant Consciousness and Guerrilla War in Zimbabwe“ aufzeigte, unterschieden sich innere und äußere Legitimierungsstrategien der ZANU signifikant. Wurde nach außen die Frage des Sozialismus thematisiert, stand bei der

Mobilisierung im Inneren eher die Landfrage im Vordergrund. Im Fall Zimbabwes wurde nach der Unabhängigkeit deutlich, dass die ZANU eigentlich einen Entwicklungsstaat mit Einparteienregime angestrebt hatte. Dieser war mit der unter maßgeblichen Einfluss Grossbritanniens und der USA ausgehandelten Lancaster House-Verfassung nicht vereinbar. So suchte die ZANU ein Einparteienregime wenigstens de facto zu erreichen. Ihre Legitimität suchte die ZANU aus ihren Meriten im Befreiungskampf und aus sozio-ökonomischen Verbesserungen, vor allem über den Ausbau sozialer Dienste, zu ziehen. Ergänzt wurde diese Politik der Legitimierung, die sich durch paternalistische, aber auch einige emanzipative Züge auszeichnete, schon in den 80er Jahren durch gezielt repressives Vorgehen gegen (potentielle) Opposition bzw. die rivalisierende ZAPU. Wie Suzanne Dansereau andeutet, schwächte die ZANU-Regierung mit ihrem Einschwenken auf eine neoliberale Politik Anfang der 90er Jahre ihre Legitimierungsbasis. Drastische Verschlechterungen der sozialen Lage führten zur Entstehung einer ernsthaften Oppositionsbewegung. Auf diese reagierte die ZANU mit massiver Repression, aber auch mit dem Wiederaufgreifen von Themen aus dem Befreiungskampf (vor allem der Landfrage). Die Legitimierungsstrategie der SWAPO weist, wie Reinhard Kössler andeutet, Ähnlichkeiten mit jener der ZANU auf. Noch ist die SWAPO allerdings weder an die ökonomisch-fiskalischen Grenzen ihrer Legitimierungspolitik gestoßen noch gibt es – bislang – eine vergleichbare politische Polarisierung. Die Frage der politischen und sozialen Emanzipation ist mit der ökonomischen Entwicklungsstrategie eng verbunden. Diese Verbindung wird in den beiden Bänden eher angedeutet als systematisch diskutiert. Dies scheint eine bewusste Selbstbeschränkung zu sein. Für künftige Untersuchungen zur Frage nach den Grenzen der Befreiung wäre jedoch gerade der Zusammenhang zwischen (fehlender) ökonomischer Transformation und (blockierter) politischer und sozialer Transformation ein wesentlicher Punkt.

Die beiden Bände sind wichtige Sondierungen zu den Grenzen der nachkolonialen Emanzipation. Ihr Befund ist oft wenig erfreulich. Gleichzeitig wird erkennbar, dass Befreiung und Emanzipation nach wie vor ein umkämpftes Terrain und damit ihre Grenzen veränderbar sind. Somit sind die Bände Beiträge zu einer notwendigen und wichtigen Debatte.

VEIT-WILD, Flora (Hg.). 2003. *Nicht nur Mythen und Märchen. Afrika-Literaturwissenschaft als Herausforderung*. Trier: WVT

rezensiert von

Thorsten Schüller, *Romanisches Seminar
der Johannes Gutenberg-Universität Mainz*

„Geschichten und Geschichte“ betitelt der Wiener Afrikanistik-Professor Walter Schicho seinen Beitrag zu dem Sammelband *Nicht nur Mythen und Märchen*, in dem Herausgeberin Flora Veit-Wild die deutschsprachigen Pioniere der Afrika-Literaturwissenschaft zu Wort kommen und deren Erfahrungen berichten lässt. Schichos Titel ist für den gesamten Band Programm: Hier wird ein Stück Wissenschaftsgeschichte dokumentiert und oft mit persönlichen Anekdoten und Geschichten erzählt. Dabei beschränkt sich der Aspekt der Historie keineswegs nur auf die Entwicklung der afrikanischen Literaturwissenschaft: Faszinierend ist, wie in fast allen Beiträgen deutsche Geschichte im Spiegel der Beschäftigung mit Afrika offenbar wird.

In einer dem Band vorangestellten Gedenkrede an den 2003 so plötzlich verstorbenen Afrika-Historiker Albert Wirz weist Brigitte Reinecke auf die für die Afrikawissenschaften gerade an der Humboldt-Universität zu Berlin ungewöhnliche Konstellation hin: Neben dem Schweizer Albert Wirz waren die Alt-Bundesrepublikanerin Flora Veit-Wild und die „Alt-Humboldtianerin“ Brigitte Reinecke am Aufbau beteiligt.

Dass es in der wissenschaftlichen Historie und der Vita der Protagonisten nicht nur zwischen den Nationen, sondern auch innerhalb eines neuen Landes, zwischen Ost und West unterschiedliche und spannungsfördernde Entwicklungen gibt, beweist dabei ausgerechnet der Gegenstand der afrikanischen Literatur. Schließlich sah seinerzeit gerade die DDR in den „Befreiungsbewegungen der Kolonialländer bzw. in den neu entstandenen unabhängigen Staaten einen natürlichen Verbündeten des Sozialismus“ (S. 74), wie Rainer Arnold in seinem Rückblick über die Afrika-Literaturwissenschaft in Leipzig resümiert. Dies führte in Leipzig zu Afrika-Wissenschaften, die zwar in vielen Fällen das Politische und Ideologische favorisierten, aber eben auch zu einer intensiven Beschäftigung mit afrikanischen Literaturen in afrikanischen Sprachen, ohne dass das Dach einer Mutterdisziplin wie Romanistik und Anglistik nötig gewesen wäre.

Die äußerst fruchtbare Zeit der Leipziger Afrika-Literaturwissenschaft von 1965 bis 1994 fand ein abruptes Ende durch die Umstrukturierungen des Universitätswesens nach der Wiedervereinigung: deutsche Geschichte greift in Wissenschaftsgeschichte ein.

Auch Joachim Fiebach berichtet von seinen Erfahrungen als ein in der DDR situierter Afrika-Theaterwissenschaftler. Sein Interesse war, „das grundfalsche, rein idealistische offizielle DDR-Bild eines im wesentlichen „gut“ funktionierenden „antiimperialistischen“ Afrika zu demontieren.“ (S. 86). Wieder wird der Zusammenhang von ideologischem Hintergrund und wissenschaftlichem Arbeiten deutlich.

Neben den geschichtlichen Spiegelungen und Echos ist eine weitere Konstante der Beiträge der den Wissenschaftlern ständig auferlegte Zwang zur Selbstlegitimation. Fast alle der Pioniere in ihrem Fach sahen sich Vorurteilen ausgesetzt und sich gezwungen, ihren Gegenstand immer wieder zu rechtfertigen („nicht nur Mythen und Märchen“). Dies führt zu den pointierten Polemiken von Thomas Brückner und Eckhard Breitinger. Brückner bedauert, dass nach positiven Ansätzen einer interdisziplinären Annäherung an den afrikanischen Kontinent (wie beispielsweise in Leipzig) die deutsche Wissenschaft diesen „am Beginn des dritten Jahrtausends noch nicht als das [wahrnimmt], was er eigentlich ist, sondern so, wie sie ihn zu sehen gewillt ist.“ (S. 12) Es herrsche die Suche nach einer angeblichen Authentizität, so dass man, anstatt moderne afrikanische Literatur zu bearbeiten, eher „vier Dialekte des Hausa mit einem Standardhausavergleich[e]“, man weiter zwischen „authentischen Märchen“ und „europäisierter Literatur“ trenne (S. 13) und somit das wissenschaftliche Vorankommen behindere.

Eckhard Breitinger musste sich gleichfalls in seiner Vita mit Fragen der Authentizität herumschlagen. Autoren beispielsweise, die sich mit ihrem „Erzählstil auf dem Weltniveau der lateinamerikanischen, nordamerikanischen, europäischen Literatur bewegen“ (S. 165) wurden von Breitingers Kollegen aus der Afrikanistik und Ethnologie oft als „nicht richtige Afrikaner“ bezeichnet. Die Anglistik tat sich ebenfalls schwer mit den neuen Literaturen. So kämpfte und kämpft Breitinger weiter gegen das Revierdenken der Disziplinen.

János Riesz berichtet vom Aufbau des Lehrstuhls für Afro-Romanistik an der Universität Bayreuth mit all seinen Schwierigkeiten: „eine schwierige Geburt“ (S. 146). Dennoch kann Riesz trotz aller Schwierigkeiten auf Erfolge

zurückblicken, wie beispielsweise der Besuch Léopold Senghar Senghors in Bayreuth, die Etablierung des international bekannten IWALEWA-Hauses und die Mitarbeit am DFG-Sonderforschungsbereich „Identität in Afrika“. Der Artikel endet mit einer beeindruckenden Publikationsliste von Riesz und seinen Kombattanten.

Andere Beiträge befassen sich mit den Ursprüngen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit afrikanischer Literatur. So skizziert Ulrich van der Heyden die Geschichte des Berliner Seminars für Orientalische Sprachen, das nach einigen Umbenennungen die Ahn-Institution des Berliner Seminars für Afrikawissenschaften ist. Wieder hat die Gründung des Instituts viel mit der deutschen Geschichte zu tun. Als Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, bestand Bedarf an ausgebildeten Beamten für den Kolonialdienst: 1887 wurde das Institut gegründet. Das Seminar durchlief eine bewegte Geschichte. Schon früh fühlte man sich afrikanischsprachigen Literaturen verpflichtet, oft blieb man aber vom Kolonialwesen und von den Herrschenden geprägt. Eine Blütezeit erlebte das Seminar dann wieder zu DDR-Zeiten, als man in Afrika Verbündete vermutete. Katrin Brombers Beitrag hat ebenfalls das Seminar für Orientalische Sprachen zum Thema. Sie würdigt die „Verdienste von Lehrern und Lektoren des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin im Schaffen und Bewahren von Swahili-Wortkunst“.

Auch Almut Seiler-Dietrichs und Bernhard Streck's Artikel sind Würdigungen der teils unvergessenen aber auch vergessenen Wegbereiter der Disziplin der Afrika-Literaturwissenschaften. Bernhard Streck weist auf die Verdienste Leo Frobenius' hin, der im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts als Ethnologe und „Pate“ des mündlichen Erzählens die Erzählforschung afrikanischer Literatur entscheidend prägte. Almut Seiler-Dietrich zeichnet Leben und Werk von Janheinz Jahn nach, dem Sammler und Herausgeber der von ihm so genannten neofrikanischen Literatur. Almut Seiler-Dietrich kann dazu auf Privatkorrespondenz Jahns zurückgreifen und entwirft einen lebendigen Einblick in Jahns Biographie. Eines von Janheinz Jahns wissenschaftlichen Hauptproblemen ist auch für die heutigen Fachvertreter ein noch oft ungelöstes: Stets kreiste Jahn um seinen Gegenstand und hatte Probleme, eine einheitliche Definition für die Literatur Afrikas und der Diaspora zu finden.

Definitionsprobleme berührten auch die Hamburger Afrikanistik, wie Ludwig Gerhardt nachzeichnet. Stand zu Beginn die Beschäftigung mit dem

Kontinent Afrika in Hamburg unter kolonialen und kaufmännischen Interessen, musste die Disziplin nach dem Ersten Weltkrieg neu organisiert und vor allem neu definiert werden.

Was ist Afrikanistik eigentlich, was soll sie sein und welche Rolle spielt die Literatur? Diese Fragen sind bis heute nicht endgültig geklärt. Frank Schulze-Engler zeichnet ein versöhnlicheres Bild der afrikanischen Literatur im Lehr- und Forschungsprogramm der deutschen Anglistik. So gibt es zwar auch in der anglistischen Beschäftigung ein Ringen um Definitionen und Eingrenzungen des Gegenstands oder Schlüsselbegriffe wie „Commonwealth Literature“ oder Postkolonialismus, doch begreift Frank Schulze-Engler diese Problematik eher als Chance, als Perspektivierung und Aufgabengebiet einer zeitgemäßen Anglistik.

Den Abschluss dieses spannenden und in seiner heterogenen Art oft überraschenden und lesenswerten Bandes setzt Said Khamis, der in Bayreuth einen Lehrstuhl für Literatur in afrikanischen Sprachen innehat. Sein Fazit lässt sich wohl auf alle Autoren übertragen, die sich die afrikanischen Literaturen nicht nur zur wissenschaftlichen sondern oft auch zur Lebensaufgabe machten: Forschung und Lehre auf dem Gebiet afrikanischer Literaturen ist „a Herculean Task“.

SOMMER, Marcel. 2003. *Isotopien der Gewalt und die Konstruktion von Tradition*. Frankfurt/Main: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation

rezensiert von

**Thorsten Schüller, Romanisches Seminar
der Johannes Gutenberg-Universität Mainz**

Gewalt ist in der geisteswissenschaftlichen Betrachtung längst zum Diskurs geworden. Im Zuge der allgegenwärtigen, modisch gewordenen theoretischen Konzepte von Michel Foucault, nach denen die institutionalisierte Formung des Subjekts als Gewaltphänomen betrachtet wird, oder der Dekonstruktion von Jacques Derrida, die sprachliche Repräsentationen als unausweichlich „gewaltsame“ Festschreibungen

entlarvt, erscheint Gewalt in zahlreichen literaturwissenschaftlichen Untersuchungen weniger in ihren konkreten dargestellten Aktualisierungen als in ihrem codierten oder strukturellen Zustand.

Gerade im Kontext der afrikanischen Literaturen, die von den Anfängen bis heute alltägliche Gewalt inszenieren, darstellen und thematisieren, gerade aber auch in jenem afrikanischen Kontext, in dem westliche Festschreibungen des Kontinents immer wieder als Gewaltakte verstanden werden, ist eine Betrachtung unter dem Paradigma der (vor allem codierten) Gewalt überfällig.

Marcel Sommer ist mit seiner Dissertation *Isotopien der Gewalt und die Konstruktion von Tradition* ein überzeugender und anregender Beitrag gelungen. Mit Hilfe zweier theoretischer Instrumentarien, der Isotopienanalyse von Algirdas J. Greimas sowie dem Mythenkonzept aus Roland Barthes' *Mythologies* macht Sommer in zahlreichen franko-, anglo- und auch lusophonen Texten eine versteckte Traditionalismuskritik aus, die er mit Hilfe von Isotopien der Gewalt offenkundig macht. Wenn unter Isotopie die Einheitlichkeit von Rede und Realitätsebene verstanden wird, so beziehen sich Isotopien der Gewalt darauf, dass das Reden über Traditionen in vielen Fällen mit Wortfeldern aus dem Bereich der Gewalt zersetzt ist. Dies sieht Sommer als eine Kritik an Zuschreibungen der Tradition, die eben nicht als essentialistisch und primordial aufgefasst, sondern in den Romanwerken als konstruiert enttarnt und subtil kritisiert werden. Diese Traditionalismuskritik interpretiert Sommer in seiner spektakulärsten These als ein „Aufklärungsprojekt innerhalb der afrikanischen Literatur“ (S.2).

Bereits in seiner Einleitung (S.1-48), in der knapp Theorie, Methode, bisheriger Forschungsstand und eigene Zielsetzung dargestellt werden, macht Sommer klar, wovon es ihm *nicht* geht. Von westlichen Perspektiven, die Tradition stets als präkolonial oder geographisch abgelegen einer westlichen Modernität entgegensetzen, wendet er sich dezidiert ab. So will er Literatur, die das Thema Tradition behandelt, nicht länger ethnographisch-anthropologisch deuten, sondern einer Diskurskritik unterziehen. Denn afrikanische Literatur thematisiert nicht nur Tradition, sondern auch das Reden darüber, und gerade in dieser Polyphonie, in der Sommer auch versteckte Schichten entdeckt, werden traditionale Diskurse als Gewaltdiskurse demaskiert.

Auf die Einleitung folgen Romananalysen. Sommer unterzieht Romane aus den Jahren von 1958 bis 1993 einer genauen Lektüre (Chinua Achebe *Things fall apart* und *Arrow of God*, Yambo Ouologuem *Le Devoir de violence*, Ahmadou Kourouma *Monnè, outrages et défis*, Seydou Badian *Noces sacrées*, Cheikh Aliou Ndao *Buur Tilleen – Roi de la Médina*, Cheikh Hamidou Kane *L'Aventure ambiguë*, V. Y. Mudimbe *Le Bel immonde*, Paulina Chiziane *Ventos do Apocalypse*, Georges Ngag *Giambatista Viko ou le viol du discours africain* und *L'Errance*). In penibel genauen Mikro-Analysen entdeckt er in allen Romanen Isotopien der Gewalt, die sich mit Traditionalismus-Isotopien überlappen. Dadurch bekommen einzelne Worte Gewicht und werden vereinfachende Lektüren entlarvt.

Obwohl sich sowohl die Herangehensweise als auch die Ergebnisse nicht unterscheiden, bleiben Sommers Untersuchungen immer spannend, kommt er doch durch seine Analysen zu überzeugenden Neuinterpretationen einiger Werke, die der gängigen und immer wieder reproduzierten Lehrmeinung mit Leichtigkeit widersprechen können. Dem auch von prominenten Stimmen (z.B. Jacques Chévrier) geäußerten Vorwurf an Seydou Badians Roman *Noces sacrées* beispielsweise, dieser rücke mit seinen stereotypen Darstellungen des Ritualen und Abenteuerhaften in die gefährliche Nähe der Kolonialliteratur, antwortet Sommer mit seiner Methode des genauen Lesens und entdeckt polyphone Vielschichtigkeiten, die ihn zu dem Ergebnis kommen lassen, dass „Badian nicht einfach den kolonialen Diskurs reproduziert, sondern ihn vielmehr parodiert“ (S.119). Auch die Analyse von C.H. Kanes *L'Aventure ambiguë* widerspricht der großen Mehrheit der Kritiker, die in dem Roman das bipolare Aufeinanderprallen zweier Kulturen herauslesen, ja Kanes Roman als Paradebeispiel dessen anführen. Durch seine Methode des Entlarvens von Essentialismen müssen Marcel Sommer solch einfache Binäroptionen suspekt sein. So zeigt er auch in diesem Falle „eine ganze Reihe innerer Dialektiken wie etwa die zwischen islamischen und animistischen, vorislamischen Strukturen“ (S.152) auf, die zumindest die afrikanische Seite der Binäroption differenziert. Auch das Aufzeigen der barocken (und eben nicht „modernen“) Implikationen und Stilmittel der Romane Georges Ngags ist ein Verdienst von Sommers Analyse, wodurch er die Opposition „europäische Moderne – afrikanische Tradition“ aufbricht, innerhalb derer Ngags Texte üblicherweise verortet wurden.

Den einzigen Kritikpunkt der Arbeit hat Sommer in seinen Betrachtungen über Greimas selbst erkannt: Auch Isotopien sind keinesfalls objektiv und beruhen auf Setzungen. Was in ein Wortfeld integriert wird, eine Isotopie bildet und was außen vor bleibt, liegt in der Einschätzung des Interpreten. So scheint Sommer, der Kritiker der Konstruktion, gelegentlich selbst Isotopien zu konstruieren und ihnen so Gewalt anzutun. Denn warum beispielsweise Wortfelder aus dem Bereich der „Exaltiertheit“ (S.61) der Isotopie der Gewalt oder die Lexeme „or“, „argent“, „foule“ und „adorer“ (S.96) der Isotopie der Tradition zuzuordnen sind, bleibt fraglich. Doch bleibt der Literaturwissenschaftler immer ein Interpret, und jede Hinterfragung ist schließlich hinterfragbar. In seiner Gesamtheit ist *Isotopien der Gewalt und die Konstruktion von Tradition* ein brillantes Beispiel für eine gegenstandsorientierte Literaturanalyse, die zu neuen theoretischen Erkenntnissen führt.

GAILLARD, Gérald. 2004. *The Routledge Dictionary of Anthropologists*. London, New York: Routledge. pp.xi+394.

rezensiert von

Arno Sonderegger, *Institut für Afrikanistik, Universität Wien*

„Afrikanistik“, so wie sie im internationalen Maßstab betrieben wird, läßt sich am Besten als ein Wissenschaftsfeld bestimmen, auf dem sich all jene tummeln, die Afrika (in der einen oder anderen Weise) zum Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Forschung gemacht haben.

Und in solcher Perspektive kommt der Anthropologie, zumindest aus wissenschaftshistorischer Warte, ein ausgezeichneter Platz zu. Denn die „Afrikanistik“ in diesem weiten Verständnis besitzt eine lange multidisziplinäre Vergangenheit; und der Beitrag der Anthropologie – jenes Wissenschaftszweiges, der sich schon früh (und dann für lange Zeit) als *die* Wissenschaft von den nichteuropäischen Völkern verstand – zu dieser Afrikakunde ist durchaus beträchtlich, wenn auch nicht in jeder Hinsicht unumstritten.

Zwar hat sich gerade im deutschsprachigen Raum seit dem späten 19. Jahrhundert eine sprachwissenschaftlich-philologisch orientierte

Forschungsrichtung (aus der Orientalistik) herausgebildet, deren VertreterInnen es während den folgenden Dekaden gelang, ihre Studien in einem eigens eingerichteten Rahmen, sogenannten Afrikanistik-Instituten, zu institutionalisieren. Aber methodisch blieb diese „Afrikanistik“ *en gros* bis in die 1970er Jahre (bestimmten Ausrichtungen) der Linguistik und der Philologie im Wesentlichen treu (Das gilt, obwohl der Stoff ihrer Untersuchungen – nämlich vorrangig nicht oder kaum adäquat verschriftliche Sprachen und ihre SprecherInnen – manche Modifikation in den Herangehensweisen verlangte und bei vielen das Interesse auch auf historische und völkerkundliche Fragen lenkte).

Demgegenüber vermochten sich analoge Forschungsrichtungen andernorts nicht gleichermaßen zu institutionalisieren, sondern verblieben im Verbund mit anderen Disziplinen, besonders den orientalistischen Fächern, der Sprachwissenschaft sowie der Anthropologie. Daraus ergab sich die Situation, dass VertreterInnen verschiedener Fachrichtungen, die sich allerdings in ihrer Ausrichtung auf Afrika trafen, sich dort schon früh als „Afrikanisten“ definierten, das heutige Verständnis gleichsam vorwegnehmend. Diese Form der Abhängigkeit, die institutionelle Einbettung in eine oder mehrere *andere* Disziplinen, erschwerte manches, trug aber zu einer weniger engen Spezialisierung ihrer BetreiberInnen bei. Und der vergleichsweise enge Kontakt zu Nachbardisziplinen erleichterte die Kenntnisnahme und Übertragung dort gewonnener Erkenntnisse und methodischer Neuerungen.

Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – der Zeit der politischen Dekolonisation und Unabhängigkeit afrikanischer Staaten – begannen sich auch Vertreter solcher Disziplinen für Afrika und afrikabezogene Themenstellungen zu interessieren, die ehemals durch völliges Desinteresse gegläntzt hatten. Plötzlich interessierten sich SozialwissenschaftlerInnen und PolitologInnen für den Kontinent; und durch den Einsatz junger, dynamischer und ambitionierter HistorikerInnen aus Afrika, Europa und Amerika begann nun auch die professionelle Geschichtswissenschaft, *Afrikanische* Geschichte in Betracht zu ziehen. Mit dieser neuen Vielfalt ging eine Verstärkung des Trends einher, den Begriff der „Afrikanistik“ auszudehnen – oder richtiger: die personenbezogene Bezeichnung AfrikanistIn, *africanist*, *africaniste* zur Beschreibung der eigenen Tätigkeit zu benutzen.

Die Besonderheit der Anthropologie liegt, im Unterschied zu den anderen hier genannten Disziplinen (einschließlich der *klassisch-deutschen Afrikanistik*), darin, dass ihr Interesse für Afrika ein kontinuierliches war, das während der vergangenen 150 Jahre nicht abgerissen ist. Natürlich haben sich nicht alle ihre VertreterInnen für Afrika interessiert und darüber publiziert, aber doch war Afrika für viele der Ort ihrer Forschung und für andere ein präsender Referenzpunkt. Ein biographisches Nachschlagewerk über AnthropologInnen, wie es Gérald Gaillard, Professor für Anthropologie in Lille, kürzlich veröffentlicht hat, verdient deshalb, wie mir scheint, vollste "afrikanistische" Aufmerksamkeit.

Sein Buch ist nicht in allen Teilen gänzlich neu. Gaillard hat nämlich 1997 in französischer Sprache ein *Dictionnaire des ethnologues et des anthropologues* (Paris: Armand Colin) veröffentlicht und nun in einer überarbeiteten und um insgesamt vier Kapitel erweiterten englischen Übersetzung vorgelegt (Es handelt sich um Kapitel II, IX, X und XI, die überarbeitet worden sind; siehe unten!).

Seine Darstellung folgt einem gleichbleibenden, im Ansatz durchaus originellen Muster. Gaillard leitet nämlich jedes Kapitel – und auch viele der Unterkapitel – mit essayartigen Bemerkungen ein, die einen knappen Überblick über ältere Traditionen (frühe Reisende, Missionare, u.ä.) und institutionelle Faktoren (Institutsgründungen, Museumsgründungen, Anthropologische Gesellschaften, Journale, u.ä.) vermitteln, sowie auf relevante zeitgeschichtliche Hintergründe hinweisen. Dann erst folgen, nach Geburtsjahr chronologisch geordnet, die Einträge zu Leben und Werk der einzelnen AnthropologInnen, die Gaillard unter der jeweiligen (Kapitel-)Rubrik verortet. Abgeschlossen werden alle Kapitel mit einer bibliographischen Zusammenstellung weiterführender Literatur.

Diese Anordnung und abwechslungsreiche Gestaltung macht das Nachschlagewerk sowohl für wissenschaftshistorisch versierte LeserInnen gut benutzbar (die ohnehin wissen, in welchem Abschnitt sie wen zu suchen haben), als auch für solche LeserInnen, die es in einem Zug von vorne bis hinten durchzulesen beabsichtigen. Andere mögen vielleicht beanstanden, dass diese Struktur einem raschen Nachschlagen nicht unbedingt günstig ist; allerdings bietet der gut ausgearbeitete Index auch diesem Lesertypus einen sicheren Rettungsanker an.

Die Anordnung der 14 Kapitel ist nun die folgende: **I.** Das neunzehnte Jahrhundert und die Evolutionisten; **II.** Feldarbeiter und frühe Informanten;

III. Die Jahrhundertwende: Diffusionistische Schulen; **IV.** Amerikanische Anthropologie; **V.** Die französische Tradition und das *Institut d'ethnologie*; **VI.** Die amerikanische Tradition nach dem Ersten Weltkrieg bis in die 1950er; **VII.** Britische funktionalistische Anthropologie; **VIII.** Die Studenten von [Marcel] Mauss und das *Institut d'ethnologie* in der Zwischenkriegszeit; **IX.** Die anderen europäischen Schulen [Italien, Spanien, Portugal, Belgien, Niederlande, Deutschland und Österreich, Skandinavien, Sovietunion und Rußland, Ungarn]; **X.** Lateinamerika [Brasilien, Mexiko, Peru]; **XI.** Asien [Japan, Indien, China, Indonesien]; **XII.** Die frankophonen Schulen seit dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1980er; **XIII.** Die amerikanischen Schulen: dritte und vierte Generation; **XIV.** Die britischen Schulen seit 1945.

Die ersten beiden Kapitel geben einen sehr gerafften Einblick in die Frühzeit der Ethnologie. Die folgenden Abschnitte behandeln die Anthropologie im 20. Jahrhundert, beginnend mit einem Kapitel zum Diffusionismus, der zu Beginn des Jahrhunderts in mehreren europäischen Ländern die dominante anthropologische Strömung war. *En gros* ordnet Gaillard seine Darstellung nach (mehr oder weniger Schule-bildenden) nationalen Ausrichtungen. Dabei liegen die Schwerpunkte offenkundig auf den USA, der sich drei Kapitel widmen (S.55-84, S.101-133, S.322-351), auf Großbritannien mit zwei eigenen Abschnitten (S.134-170, S.351-376) und auf Frankreich mit ebenfalls zwei Kapiteln (S.85-100, S.171-198, S.292-321). Die beiden ersten Fälle rechtfertigen sich gleichsam von selbst angesichts des Einflusses, den diese Traditionen weltweit ausgeübt haben (und ausüben) einerseits, andererseits aber auch angesichts der Qualität, die viele ihrer Forschungsarbeiten auszeichnet.

Die starke Gewichtung des französischen Beitrags ergibt sich demgegenüber wohl vor allem aus Gaillards eigener intensiver Forschungsarbeit zur Geschichte der französischen Ethnologie, weniger aus ihrem internationalen Bekanntheitsgrad. Das ist jedoch nicht als Kritik zu verstehen; denn es ist eine überaus reiche Tradition (gerade auch, was die Forschungsarbeiten zu Afrika betrifft), die Gaillard in diesen Abschnitten detailliert vorstellt. (Zudem sind es meines Erachtens besonders diese Teile des Buches, die es zu einem überdurchschnittlichen Nachschlagewerk machen; denn gerade hier kommt ein genuines wissenschaftsgeschichtliches Wissen zum Ausdruck, das herkömmlichen Lexika in den meisten Fällen abgeht, und Gaillard kommt richtiggehend ins *Erzählen* – etwas, was man in dieser Literaturgattung leider nur selten findet.)

Der Anthropologie, wie sie in anderen europäischen Ländern betrieben wurde (und wird), ist lediglich ein Kapitel vorbehalten (S.199-250). Allerdings finden sich in ihm Abschnitte zu nationalen Traditionen und Ländern, die man in anderen Lexika zur Anthropologie vergeblich suchen wird. Hier zeigt sich, wie auch in den beiden Kapiteln zur Anthropologie in asiatischen Ländern (S.266-291) und in lateinamerikanischen Staaten (S.251-265), das ernsthafte und überaus wichtige Bestreben Gaillards, auch jenen Forschungstraditionen und Forschungsarbeiten, die außerhalb des dominierenden *Mainstreams* der Anthropologie positioniert sein mögen und jedenfalls an ihren Rändern angesiedelt sind, ein Recht auf Gehör zu verschaffen.

Darauf, dass er dasselbe mit Bezug auf die Anthropologie in Afrika und von AfrikanerInnen selbst nicht leisten konnte, kommt er in seinem Vorwort zu sprechen: „Als ein Afrikanist mit tiefer Verbundenheit zu Afrika, wo ich aufgewachsen bin, bedaure ich sehr, dass es mir *nicht* möglich war, genügend Material für ein Kapitel über afrikanische Anthropologen zu sammeln. [...] Die Aufgabe, die Dynamik von Forschungszentren wie Lagos, Dakar, Abidjan, Kairo, Bissau und Nairobi zu rekonstruieren, hätte meine Kräfte überstiegen.“ (S.vii) Trotz dieser bedauerlichen Lücke hat Gaillard mit seinem *Dictionary of Anthropologists* ein maßgebliches und originelles Buch geschrieben, aus dem Afrika-Interessierte viel an Information beziehen können, vor allem darüber, welche (sich wandelnden) Vorstellungen sich euroamerikanische Gelehrte im Lauf des 20. Jahrhundert von ihrem Forschungsfeld gemacht haben. Und vielleicht wird ja jemand davon angeregt, jene *afrikanische Lücke*, die Gaillard offen gelassen hat, zu schließen ...